ZUR

GESCHICHTE DER LATEINISCHEN SCHULPOESIE

DES XII. UND XIII. JAHRHUNDERTS

VON

DR. KUNO FRANCKE.

INAUGURAL-DISSERTATION

BEHUFS ERLANGUNG

DER PHILOS. DOCTORWÜRDE

AN DER

K. UNIVERSITÄT IN MÜNCHEN.

MÜNCHEN 1878.

LITERARISCH-ARTISTISCHE ANSTALT (TH. RIEDEL)

(VORMALS DER COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG).

ZUR

GESCHICHTE DER LATEINISCHEN SCHULPOESIE

DES XII. UND XIII. JAHRHUNDERTS

VON

DR. KUNO FRANCKE.

INAUGURAL-DISSERTATION

BEHUFS ERLANGUNG

DER PHILOS. DOCTORWÜRDE

AN DER

K. UNIVERSITÄT IN MÜNCHEN.

MÜNCHEN 1878.

LITERARISCH-ARTISTISCHE ANSTALT (TH. RIEDEL)

(VORMALS DER COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG).

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554608_0086

Einleitung.

Die Schule ist die Werkstätte der gesammten lateinischen Poesie des Mittelalters gewesen. Denn auch die Lyrik, das Kirchen- und Vagantenlied, lässt sich ohne die Einwirkung derselben nicht denken. Aber die Lyrik ist bald über die Schule hinausgegangen, sie ist im Dienste und mit Hülfe des Cultus und der Musik zu eigenartigen künstlerischen Formen durchgedrungen. Die epische und didaktische Poesie dagegen hat nie ihre ursprüngliche Entstehungsart verleugnen können. Von keiner anderen öffentlichen Institution getragen, mit keiner anderen Kunstübung in Verbindung getreten, hat sie es auch nie über die Nachahmung fremder Kunstformen hinausgebracht. Sie werden wir im eigentlichen Sinne als Schulpoesie bezeichnen können.

In gewisser Weise gehören schon Dichter wie Alkuin, Ekkehard, Wipo zu den Schulpoeten; den vollen Sinn aber erhält dieses Wort erst mit dem XII. Jhdt., mit dem ausserordentlichen Aufschwung des Universitätslebens und der ungemeinen Hebung und Erweiterung der gelehrten Thätigkeit, wie sie damals von Frankreich aus über den grössten Theil des Abendlandes sich verbreitete. Erst mit dieser Zeit gewinnt gerade der schulmässige Betrieb der Dichtkunst seine voll ausgeprägte Gestalt, stellt sich jener sonderbare Character derselben fest, mit dem sich aus anderen Gebieten der Literaturgeschichte vielleicht nur der der spanischen Poesie unter der Herrschaft des Gongorismus vergleichen liesse. Wir besitzen von Engländern, Deutschen, Franzosen, Italienern Gedichte dieser Gattung; es wäre aber vergeblich, Unterschiede etwa nationaler Art in ihnen aufsuchen zu wollen. Wir haben mythologische und geschichtliche Epopöen, Moralgedichte und Satiren von diesen Dichtern; es wäre aber vergeblich, durchgreifenden Stilunterschieden zwischen den einzelnen Dichtungsarten nachzuspüren.

Ueberall wesentlich der gleiche Vorrath an Wendungen, die gleichen Bilder, die gleichen Betrachtungen, überall die Herrschaft der gleichen Regel. Und wie in der spanischen Literatur des 17. Jahrhunderts besteht auch hier diese Regel in einer höchst sonderbaren Mischung von Willkür und Starrheit, von Laune und Pedanterie; hier wie dort führt die Sucht nach raffinirten Einfällen und auffallenden Einzelheiten zu einer ausserordentlichen Eintönigkeit und Leblosigkeit des Ganzen.

Wenn die Schulpoesie nichtsdestoweniger dem Beobachter ein nicht geringes Interesse abzugewinnen vermag, so kann dieses natürlich nicht ein poetisches im eigentlichen Sinne sein, sondern wird sich mehr auf das Stoffliche und auf die allgemeinen literarischen Zusammenhänge richten, auf die Ausbreitung und Einwirkung gewisser Gedankenströmungen in dieser Literaturgattung, auf die Beziehungen derselben zu dem übrigen geistigen Leben der Zeit — es wird ein wesentlich culturgeschichtliches Interesse sein.

Die culturgeschichtliche Bedeutung der Schulpoesie des XII. und XIII. Jahrhunderts ist es daher auch, welche die vorliegende Arbeit näher zu beleuchten unternimmt und zwar besonders zwei Seiten derselben, nämlich 1. das Verhältniss der Schulpoeten zum classischen Alterthum; und 2. ihr Verhältniss zu der eigenen Zeit und Umgebung.

Das Wesen des ersteren Verhältnisses ist nicht leicht zu formuliren. Es ist eine vollständige Durchsetzung mit antiken Formen und Stoffen, aber es ist keine Beherrschung derselben, es ist kein Durchdrungensein von antikem Geiste. Diejenigen haben also Recht, welche sich weigern die Thätigkeit dieser Schulpoeten als eine Vorrenaissance zu bezeichnen. Dennoch wird man nicht umhin können, ihnen den Namen: Vorläufer des Humanismus zuzugestehen. Der Humanismus hat bekanntlich erst in seiner späteren Entwicklung und namentlich seit seiner Uebertragung auf deutschen Boden eine feindliche Stellung zu den Lehren der christlichen Kirche eingenommen, bei seinem Beginne in Italien dagegen gerade eine friedliche Verbindung antiker und christlicher Vorstellungen im Auge gehabt. Felippo Villani*) rechnet es zu den höchsten Verdiensten Dantes, dass „er zuerst die Phantasiegebilde der alten Dichter mit dem Christenglauben verbunden und gezeigt habe, dass schon in jenen Alten der heilige Geist wirksam gewesen sei". Dieses „Zuerst" ist nicht ganz richtig. Nicht Dante, son-

*) Blühte um 1364. Die betr. Stelle in seinem liber de civitatis Florentiae famosis civibus ed. Galletti (Firenze 1847) p. 8.

dern die ihm vorangehenden Schulpoeten des XII. und XIII. Jahrhunderts haben Anspruch auf diesen Ruhm. Sie sind es, die, nachdem ähnliche Bestrebungen Karls des Grossen an der Rohheit der Zeiten und den Schranken seiner eigenen Kraft gescheitert waren, zuerst eine dauernde und umfassende Verbindung antiker und christlicher Ideen ermöglichten. Freilich werden wir im Folgenden sehen, wie sie nicht über eine stoffliche Zusammenschweissung hinauskamen und in dieser Arbeit ihre ganze dichterische Kraft verbrauchten. Erst Dante hat aus den verschmolzen ihm überlieferten Stoffen ein Kunstwerk zu schaffen vermocht.

Auch die andere Seite unserer Betrachtung, das Verhältniss der Schulpoeten zu ihrer eigenen Umgebung, erinnert an das Heraufziehen der Renaissance.

Die Renaissance ist, wie Burckhardt so überzeugend nachgewiesen hat, nicht nur eine Erneuerung des Alterthums gewesen, sondern ausser und neben derselben eine bestimmte, eigenartige Entwicklungsform der modernen Völker, die Befreiung des Individuums aus der Gebundenheit des Gesammtgeistes, die Geltendmachung der selbstbewussten Persönlichkeit sowohl der Natur wie der menschlichen Gesellschaft gegenüber.

Und diese Bewegung beginnt bereits mit dem Ende des XII. Jahrhunderts, mit der Gährung, in welche die Kreuzzüge das gesammte Abendland versetzten, also gerade mit der höchsten Anspannung des Gesammtgeistes, welche das Mittelalter hervorgebracht hat.

Es ist oft wiederholt worden, wie sehr allein schon der äussere Gesichtskreis der abendländischen Völker durch die Kreuzzüge erweitert wurde; wie die Phantasie jedes Einzelnen durch die Bekanntschaft mit fremden Ländern voller Farbenpracht angeregt ward und die Freude an landschaftlicher Schönheit erst seit dieser Zeit offen in Worte ausbricht; wie sehr die Bedürfnisse durch die Berührung mit fremden Sitten gesteigert wurden und dadurch das ganze äussere Leben eine buntere, sinnlichere, mannigfaltigere Gestalt erhielt. Aber wichtiger ist es, dass auch die inneren Beziehungen der Einzelnen zum Gesammtleben der Völker wesentlich andere wurden.

Ganz anders intensiv, als etwa an den früheren Reichskriegen, hatte jeder Einzelne an diesen Kämpfen sich betheiligt; nicht um der Herrschaft eines Fürsten willen, sondern für eine auch den geringsten Lehnsmann begeisternde Idee hatte man gefochten, war das ganze Abendland aus den gewohnten Verhältnissen und Beschäftigungen herausgerissen worden. Und nun kehrte man in die alten Lebenskreise zurück und nahm die frühere Thätigkeit wieder auf; was war da na-

türlicher, als dass nun auch im Frieden der Einzelne eine viel selbständigere Theilnahme an dem Leben der Gesammtheit beanspruchte, dass man sich des Verhältnisses des Einzelnen zur Gesammtheit viel lebhafter bewusst wurde als bisher, dass in Staat und Kirche die Kritik erwachte! Freilich ist es damals nicht zu einer Zersplitterung der öffentlichen Ordnungen gekommen; im Gegentheil, auch sie sind damals neu belebt worden. Aber dass dieses auf staatlichem Gebiete vor Allem durch die städtischen Gemeinwesen, die ja gerade auf dem selbstthätigen Zusammenwirken der einzelnen Glieder beruhten, geschah; auf kirchlichem durch die Predigerorden, die gerade an die persönliche Gesinnung der einzelnen Christen sich wendeten, zeigt deutlich genug, auf welchem Wege man sich befand.

Wir werden nun nachzuweisen versuchen, wie derselbe Zug des Individuellen auch in der Schulpoesie des XII. und XIII. Jahrhunderts durch die starre Oberfläche der Regel bald hier bald dort hervorbricht und wie er sich, entsprechend den eben angedeuteten Hauptrichtungen der gesammten Zeit, besonders in zwei Erscheinungen äussert: der Natur gegenüber in dem Ausdruck eines liebevollen, wenn auch reflectirenden Mitempfindens; dem Menschenleben gegenüber in der Hinneigung zum Genre und zur Satire. Das Genre greift seiner Natur nach einzelne, selbst unscheinbare Aeusserungen individuellen Lebens aus der Masse des Geschehens heraus. In der Satire aber macht sich das Individuum nicht nur zum Darsteller, sondern zugleich zum Richter seiner Umgebung. Doch wollen wir gleich hier bemerken, dass im Gegensatz zur antiken Satire die mittelalterliche sich nicht so sehr auf die einzelne Persönlichkeit als auf gesellschaftliche Klassen richtet, dass sie nicht sowohl Charactertypen als vielmehr Standestypen zum Gegenstande ihrer Schilderung macht.

Wir wenden uns nun zum Einzelnen und glauben unsern Stoff am besten folgendermaassen zu gliedern:

I. Der Einfluss der Schule auf die Dichter und ihre Dichtungen:
Geoffry Vinesauf und Eberhard von Béthune;

II. Einwirkungen der klassischen Muster:
Heinrich von Settimello und Heinrich von Mailand;

III. Einwirkungen der örtlichen und zeitlichen Umgebung:
1. Naturmalerei,
2. Genremalerei und Satire,
Bernhard von Gest und Nigellus Wireker.

In einem Anhang werden wir die Quellen der Alexandreis des Walter von Chatillon erörtern.

I.

Wir sind in der glücklichen Lage, zwei gerade auf der Grenzscheide des XII. und XIII. Jahrhunderts entstandene Werke zu besitzen, welche die Bedeutung der Schule für die lateinische Dichtung jener Jahrhunderte äusserst klar veranschaulichen, also vor Allen geeignet sind, in das Wesen dieser Dichtung einzuführen. Es sind die Poetiken des Geoffry Vinesauf und des Eberhard von Béthune*). Wir stellen sie an die Spitze unserer Darstellung.

Galfridus de Vino Salvo (wie des Ersteren lateinischer Name lautet) war ein Engländer. Was wir über sein Leben wissen, ist recht spärlich. Er widmete sein Werk, die poetria nova**), dem Papste Innocenz III. und reiste nach Rom (v. 31), vermuthlich um den Eindruck dieser Widmung durch persönliche Ueberreichung zu verstärken. Wenigstens ist von einem sonstigen, religiösen oder politischen Zweck dieser Reise nichts Sicheres bekannt. Sie würde das einzige uns überlieferte Ereigniss aus dem Leben des Dichters sein, wenn eine andere Schrift, die von Gale unter dem Namen des Geoffry veröffentlicht ist***), in Wirklichkeit ihm abzusprechen wäre: das Itinerarium regis Ricardi in terram Hierosolymorum. Es wurde zuerst von Bongars als anonymes Werk herausgegeben in seinen Gesta Dei per Francos, dann von Casp. Barth einem gewissen Guido Adduanensis beigelegt, um dieselbe Zeit von Gale dem Geoffry zugeschrieben, in neuester Zeit von Th. Wright †) ohne nähere Begründung Richard dem Kanoniker. Ich gestehe, dass selbst wenn Gale, wie es scheint, keine

---

*) Die Poetik des Hieronymus Vida (saec. XV) ist für die Erkenntniss der mittelalterlichen Dichtung überhaupt nicht zu verwerthen.

**) Gedr. bei Leyser historia poetarum et poematum medii aevi p. 862—978.

***) Scriptores Anglicanae historiae II. 247—429.

†) Biographia Brit. Liter. II. 402. Unbestimmt äussert sich Riezler, Forschungen p. 105, über den Verfasser, verhält sich aber gegen den Geoffry besonders ablehnend.

Handschrift als Gewähr für sich anführen konnte, mir seine Identificirung des Verfassers mit dem Geoffry ausserordentlich ansprechend erscheinen würde. Der Geist des Itinerars und derjenige der Poetria stimmen auffallend überein. Wir lernen in dem Verfasser der Poetria einen Mann kennen, der den zeitgenössischen Ereignissen ein lebhaftes Interesse entgegenbringt. Er ist Engländer mit Leib und Seele und von starkem Hass gegen die prahlerischen Franzosen erfüllt. „Was klirrt Ihr mit Waffen und schmückt Euch mit Helmen?“ ruft er ihnen zu (v. 511 ff.), „Wolle zu spinnen seid Ihr geschickt! legt daher fort den Schild!“ Er preist in überschwenglichen Worten den Ruhm des löwenherzigen Richard (v. 325 ff.), richtet während dessen Gefangenschaft ein inständiges Gedicht an den Kaiser um Freilassung seines Königs*) und klagt nach dessen Tode in wahrhaft leidenschaftlichen Versen das grausame Geschick seines verlassenen Vaterlandes an (v. 365 ff.). Und nun sehe man, wie der Verfasser des Itinerars seinen König verherrlicht, wie er seine glänzende Erscheinung, seine Waffen, sein spanisches Ross beschreibt (p. 325); mit welchem Stolze er von dem Eindrucke berichtet, den die Einfahrt seiner Flotte in den Hafen von Messina gemacht habe, der laute Hörnerschall, die unermessliche Menge der Last- und Kriegsschiffe, die stolze Haltung des Königs selber vorn am Bug seines Schiffes, und in wie absichtlichen Contrast er hiermit die geräuschlose und unscheinbare Ankunft des französischen Königs setzt (p. 307. 308); man lese, wie bitter er den König Philipp August anklagt, als er dessen frühe Rückkehr in die Heimath berichtet (p. 343); wie heftig er die Verweichlichung der zurückgebliebenen französischen Krieger in Tyrus geisselt, ihre weibischen Sitten, ihre Völlerei und Ruhmredigkeit (p. 383) — und man könnte glauben, noch immer den Verfasser der Poetria reden zu hören. Fügen wir hinzu, dass der ganze Ton des Itinerars ein dichterisch erregter, namentlich bei lebhaften Beschreibungen sich zur vollen Höhe erhebender ist (vgl. z. B. den Abschied der Kreuzfahrer p. 304), dass in Beschreibungen auch Geoffry seine Hauptstärke sucht, so wird man einräumen, dass die Identificirung der beiden Verfasser, des Dichters mit dem Historiker, zum mindesten eine äusserst glückliche Vermuthung Gales war, die man ohne dringende Nöthigung nicht gerne aufgeben wird. Und eine solche Nöthigung sehe ich weder in jener ganz ungewissen Beziehung

*) Martène et Durand, ampl. coll. I. 1000. Von Leyser fälschlich der Poetria angehängt.

des C. Barth auf den ganz unbekannten Guido Adduanensis*), noch in demjenigen, was Pauli Geschichte Englands III. 875 für die Autorschaft jenes Kanonikers Richard anführt. Er bezieht sich auf eine Stelle bei Radulfus Coggeshale, wo Diejenigen, welche Näheres über den Krieg gegen Saladin zu wissen wünschen, auf ein Buch verwiesen werden, welches ein Prior des Trinitätsstiftes zu London aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt habe. Aus jenen angeführten Auslassungen des Itinerars über die Franzosen scheint mir aber deutlich hervorzugehen, dass dieses eine Uebertragung aus dem Französischen nicht sein konnte, dass also, wenn jener Kanoniker Richard auch wirklich jener Prior und der Verfasser jener Uebersetzung war, er damit doch noch nicht als der Verfasser dieses Itinerars gekennzeichnet ist.

Nehmen wir aber dieses Itinerar für Geoffry in Anspruch, so gewinnen wir für die Anschauung seiner Lebensumstände nicht Unwesentliches. Denn der Verfasser war Theilnehmer jenes Kreuzzuges, er vergleicht sich in der Vorrede selbst mit dem Phrygier Dares, der als Augenzeuge den trojanischen Krieg beschrieben habe, und sagt, dass er mitten im Lager und unter Waffengeklirr seine Feder führte (p. 247). Bei dem Zuge selbst befand er sich nicht auf der Flotte, die über Gibraltar nach Messina segelte, sondern in dem Heere des Königs, welches durch Frankreich marschirte und erst in Marseille sich einschiffte (p. 306). Dann hat er im heiligen Lande zum Fussvolk, nicht zu den Rittern gehört und hat als solcher nach dem Vertrage von 1192, während Richard im Lager bei Joppe krank lag, die Pilgerschaar begleitet, die unter Radulf Teissun die heiligen Stätten aufsuchte. Ausdrücklich berichtet er, dass er das Grab des Herrn, den Calvarienberg, die Zionskirche, den Tisch, an dem der Herr das Brod brach, auch das Grab der Maria im Thale Josaphat gesehen habe (p. 425. 26). Auf der Rückfahrt scheint er sich nicht bei der königlichen Abtheilung befunden zu haben. Es ist anzunehmen, dass er nach England zurückkehrte und hier seine Kriegsgeschichte weiter ausarbeitete und abschloss. Da sie zum Schlusse noch die Freilassung des Königs und seine glücklichen Kämpfe in der Normandie erwähnt, so ist sie nicht vor Ausgang des Jahres 1194 beendet. Bald nachher muss die Poetria enstanden sein, vollendet ist sie nicht vor Ende 1199, vielleicht in den Anfangsjahren des folgenden Jahrhunderts. Wenigstens zeigen die Einzelheiten**)

*) Vgl. Fabricius biblioth. mediae latin. VII. 369.

**) Der Verfasser weiss z. B. noch, dass R. gerade an einem Freitag verwundet wurde und dass er noch 12 Tage krank lag.

jener obenerwähnten Todtenklage um König Richard, die einen Theil der Poetria ausmacht, dass dieses Werk zu einer Zeit entstanden ist, wo die Erinnerung an jenes Nationalunglück noch sehr lebendig war. In diese Jahre muss dann auch die Reise des Geoffry nach Rom und seine Begegnung mit Innocenz III., die offenbar einen mächtigen Eindruck auf ihn machte, zu setzen sein. Sie ist das Letzte, was wir von ihm wissen. Denn zwei andere, über diese Zeit hinausreichende Schriften sind ihm offenbar mit Unrecht zugeschrieben worden.

Zunächst die Historia captionis Damietae (Gale II. 435) von den Jahren 1218—19, die sich bei Potthast unter dem Namen des Galfrid findet. Auch der Verfasser dieser Schrift war Augenzeuge der von ihm berichteten Ereignisse. Schon dies macht es unwahrscheinlich, dass Geoffry, der bereits hinreichend die Gefahren und Mühen eines morgenländischen Krieges kennen gelernt hatte, der Autor sein sollte. Dann aber waren englische Krieger überhaupt bei der Eroberung Damiettes nicht betheiligt. Die Könige von Jerusalem, Ungarn und Cypern, die Herzöge von Oesterreich und Mähren und andere deutsche Reichsfürsten waren es, in deren Gefolge der Verfasser zu denken ist. Nichts weist darauf hin, dass er ein Engländer war.

Geradezu undenkbar aber ist es, dass Geoffry der Verfasser der anderen ihm beigelegten Schrift sei: der metrischen Satire de statu curiae Romanae (gedr. bei Flacius, Varia doctorum piorumque de corrupto eccl. statu poemata. ed. 1754 p. 431—66). Ein Geistlicher, Namens Gaufredus, befindet sich auf der Heimreise von Rom; ein Anderer, Namens Aprilis, begegnet ihm unterwegs und bittet ihn, da er selbst noch unbekannt sei in der ewigen Stadt und viel Schlechtes von ihr gehört habe, ihm zu erzählen, wie es dort zugehe. Gaufredus ist nicht wortkarg und gibt nun eine lange eingehende Schilderung von der Lage der Stadt, ihrem Klima, von den geistlichen Behörden, den Procuratoren, den Grossariern (= notarii), den Correctoren, dem geistlichen Oberrichter (de auditore contradictarum), dem Vicekanzler, dem Lector, den Cardinälen, dem Papste, den Nepoten, den Passausstellern (de bullatoriis), endlich den Cardinalbeichtigern (de poenitentariis). Alles in dem Tone ironischer Lobpreisung, aber durchgängig so plump und ungeschickt, dass man fortwährend in Zweifel bleibt, ob der Verfasser nicht eigentlich im Ernste rede, und erst durch die Schlussworte des Ganzen: O miser Aprilis, haec fuit antiphrasis! über die wahre Gesinnung desselben aufgeklärt wird. Es ist nun nicht zu leugnen, dass die grobe Ironie dieses Gaufredus recht wohl übereinstimmt mit der Theorie, die unser Geoffry in seiner Poetria 448 ff. über diese Dar-

stellungsart aufstellt, indem er den Ironiker mit einem Spaziergänger vergleicht, der den Begegnenden von vorne höflich grüsst, dann aber sich umdreht und ihm hinter seinem Rücken eine lange Nase dreht. Das darf uns aber nicht verleiten, die beiden Verfasser zu identificiren. Der Verfasser der Poetria ist ein entschiedener und ernster Anhänger der kirchlichen Reformpartei, er ist über die eingerissene Zuchtlosigkeit der Geistlichen von Schmerz und Ingrimm erfüllt, aber er ist ein ebenso entschiedener Anhänger des Pabstthums. Gerade an den Pabst Innocenz III. richtete er ein langes, in der Poetria (v. 1280—1525) erhaltenes, Gedicht, in welchem er sich von dem festesten Vertrauen in die Kraft und den hohen Beruf des Pabstes beseelt zeigt und denselben auffordert, so straff, wie es ihm irgend zukomme, die Zügel der Welt anzuziehen und so die entfesselten Geister wieder zu bändigen. — Der andere Gaufredus dagegen ist nichts weiter, als ein ziemlich langweiliger Spötter, dem ein heiliger Zorn über die Schmach der Kirche offenbar ebenso fern liegt wie irgend ein Rest von Respect vor den päbstlichen Institutionen oder der Person des Pabstes. Der Bewunderer Innocenz des Dritten müsste wunderliche Wandlungen durchgemacht haben, wenn er mit solchem ironischen Gleichmuth von der Nepotenwirthschaft seiner Nachfolger hätte reden können! Von richtigem Gefühle zeugt es daher, wenn Th. Wright (Br. Lit. II. 402) jenes Gedicht dem Geoffry kurz abspricht und ebenso, wenn er hinzusetzt, „es trage innere Merkzeichen an sich, dass es nicht vor der Mitte des XIII. Jahrhunderts entstanden sei". In der That, zwei äussere Merkzeichen lassen hieran keinen Zweifel übrig. Die Erwähnung der rothen Cardinalshüte (p. 451) zeigt, dass wir es nicht vor Innocenz IV., die Erwähnung des Cardinals Gaëtani (p. 456), dass wir es nach 1281 zu setzen haben; denn in diesem Jahre wurde Benedict Gaetanus, der spätere Bonifaz VIII., von Martin V. in das Cardinalscollegium aufgenommen. Die Schilderung der Nepotenwirthschaft (p. 463. 64) werden wir demnach als eine Illustration ansehen können zur Regierung des Vorgängers jenes Martin, des berüchtigten Nicolaus III. (1277—80), berüchtigt wegen massloser Erhöhung seiner Verwandten, von Dante als Simonist*) den Verdammten beigesellt.

Schliesslich noch eine kurze Bemerkung über jenen Kirchenfürsten, welchem Geoffry seine Poetria neben dem Pabste widmete. Er nennt ihn Wilhelm und „die Blüthe des Reiches"; „auf seinen Rath stützen

*) wenn auch mit Unrecht: Döllinger Kirchenq. II. 229 2. Aufl.

sich die Könige bei ihren grossen Reichsgeschäften". Bale in seinen Script. Brit. Cent. III. 4. 38, dem Leyser folgt, hielt diesen Wilhelm für den Bischof von Ely, den bekannten königlichen Kanzler. Das ist aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil dieser Bischof schon 31. Jan. 1197 starb. Unter den 3 gleichzeitigen Bischöfen Englands (denn die Bezeichnung archiepiscopus in der Ueberschrift muss ein Schreibfehler sein) mit diesem Namen, dem von Hereford, von Lincoln, von London hat vielleicht der letzte, der von 1199—1221 seinen Sitz inne hatte, am meisten Anspruch, für den Adressaten gehalten zu werden. —

Wir wenden uns nun zu dem Leben des anderen obgenannten Autors, des Eberhardus Betuniensis. Ueber dasselbe sind wir noch weit mangelhafter unterrichtet als über das des Geoffry. Wahrscheinlich, weil durch das Zeugniss des Heinrich von Gent (de script. eccl. c. 60 Fabric. bibl. eccl. p. 128) bestätigt, ist es, dass er seinen Beinamen von seiner Vaterstadt Béthune in Artois erhalten hat*). Gewiss ist, dass er ein armer Schlucker war. Er studirte wohl zuerst in Orléans (Labyrinthus III. 360 ff.); doch die klassischen Autoren, an deren Quell er sich dort stärkte, halfen ihm zu seinem äusseren Glücke wenig, er kam zurück, „ohne Rock und ohne Lampe, bleich und mager." Er wandte sich nach Paris; doch er selbst nennt diese Stadt „für die Reichen ein Paradies, für die Armen ein unersättliches Meer". So mag er denn nur durch äussere Noth getrieben, sich dem Lehrfache zugewendet und sei es in seiner Vaterstadt sei es in Paris eine Privatschule errichtet haben; wie das so manche Andere aus gleichen Gründen thaten, z. B. Alexander de villa Dei und dessen Freunde, von denen bei Leyser p. 768. 69 ein Helmstädter Manuscript berichtet, sie hätten begonnen paupertate coacti scholas particulares regere. Denn dass Eberhard an einer Domschule unterrichtet habe, ist wegen seiner endlosen Klagen über die schlechte Bezahlung und das Hungerleiden der Schul-

*) Obwohl solche Beinamen ebenso gut auf den Wohnort gehen können, z. B. bei Gottfried von Viterbo, bei Walter von Chatillon. Gewiss auch bei Peter von Eboli, da der Beweis des ersten Herausg. seines Gedichtes, Engel, für die Herkunft des P. aus Eboli ganz ungenügend ist und die Urk. bei Huillard Bréholles hist. dipl. Frider. II. II. 111 zeigt, dass dem Dichter eine Mühle bei Eboli geschenkt worden war. Schade übrigens dass P. in dieser Urk. schon als todt bezeichnet wird; sonst hätte man in dem Petrus de Ebulo, der bei Riccardus de S. Germano zu 1225 und 26 dreimal als magister justitiarius der Terra di Lavoro genannt wird, eine recht hübsche Ergänzung zum Leben des Dichters.

meister nicht wahrscheinlich. Hatte doch noch die 3. Lateransynode von 1179 es eingeschärft, dass an jeder Kathedrale dem Magister, der die Kleriker und arme Schüler gratis unterrichte, ein zureichendes Beneficium angewiesen werden solle*). Innere Berufsfreude konnte dem Eberhard auch keinen Ersatz bieten für seine äusseren Leiden, er langweilte sich gründlich bei all dem Dekliniren (III. 374) und scheint seine einzige Freude in der Schriftstellerei gehabt zu haben. Er schrieb eine Synonymik unter dem Titel Graecismus, die er selbst in seiner Poetik (III. 71) erwähnt und dann eben diese Poetik unter dem bezeichnenden Titel Labyrinthus sive carmen de miseriis rectorum scholarum (bei Leyser p. 796—854), ein wunderliches Gemisch von Lehr- und Klaggedicht. Wenn man dem Distichon in dem Schol. zu Henr. Gandav. a. a. O. und bei Leyser p. 795 trauen darf, dass der Graecismus 1212 verfasst sei, so würden wir in dieser Jahreszahl demnach den terminus a quo für die Entstehung des Labyrinthus haben. Jedenfalls kannte der Verfasser die Poetria des Geoffry; denn nicht nur weist die III. 67 erwähnte ars nova scribendi (wie schon der Herausgeber bemerkte) mit grosser Wahrscheinlichkeit auf jenen Autor hin, nicht nur sind die poetischen Doctrinen bei Beiden im Wesentlichen übereinstimmend, es findet sich auch ein Fall von offenbarer Benutzung. Geoffry beginnt v. 1878 von der schmucklosen Darstellung zu reden, die er besonders bei komischen Erzählungen für wirkungsvoll hält: est quandoque color vitare colorem. Als Beispiel folgt nun eine sonderbare Geschichte von drei Junggesellen, die zusammenleben und abwechselnd die Wirthschaft führen; der Eine derselben wird geschildert wie er Feuer anmacht, dann Wasser holen will, aber dabei zu Fall kommt,

manus arripit urnam
Fons petitur, lapis objicitur, pes labitur, urna
Frangitur.

Die drei Junggesellen gehen dann einen neuen Topf zu kaufen und nehmen an dem Kaufmann, der ihnen Nichts ablassen will, eine wunderliche Rache. Nun vergleiche man damit das Beispiel, welches Eberhard II. 168 für eben dieselbe Theorie giebt:

Exit servus habens urnam manibus. Lapis obstat
Nutat pes, urna frangitur, ille gemit.

Kein Zweifel, dass er hier das ausgeführtere Beispiel seines Vorgängers im Sinne hatte und auf seine Weise zustutzte**).

---

*) Hefele Conciliengesch. V² 635.

**) Ducange s. v. Militia citirt auch eine Schrift „gegen die Waldenser“ von demselben Eberhard. Diese ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Wir wollen nun diese beiden Poetiken einer vergleichenden Betrachtung unterwerfen, um so zugleich sowohl die Verschiedenheit in manchen einzelnen Auffassungen beider Autoren als auch die Gemeinsamkeit in ihren Grundansichten überblicken zu können.

Keine Frage ist es, dass an Reinheit des Geschmackes und Sicherheit des Urtheils der weltkundige, viel erfahrene Engländer den französischen Schulmeister weit überragt. Wir begegnen bei ihm nicht selten Ansichten, die von einem nicht gemeinen Nachdenken und von wenigstens origineller Auffassung zeugen. Er verlangt, dass der ganze Kreis der Dichtung erst ausgemessen sei und bereits als deutliches Bild in der Vorstellung des Dichters schwebe, ehe mit der Ausführung des Einzelnen begonnen werde (v. 55 ff.). Er vergleicht die Dichtkunst mit einem Edelknaben (v. 69 ff.), der am Anfang des Gedichtes den zu Besingenden feierlich empfängt, dann im Verlaufe desselben als vornehmer Gastgeber ihn an eine glänzende Tafel führt und schliesslich mit Heroldston ihn ehrfurchtsvoll entlässt. Er fordert (v. 744 ff.) die möglichst harmonische Uebereinstimmung von Inhalt und Form und warnt vor der eitelen Tünche leeren Wortzierathes. Er redet (v. 804 ff.) der Vermenschlichung der Natur das Wort und erklärt den Reiz einer solchen Vermenschlichung daraus, dass wir uns gerne selbst im Spiegel der Natur erblicken. Er hält (v. 843 ff. 1222) eine zarte Mischung von Gegensätzen, von Anmuth und Würde, von Gewandtheit und Kraft für die höchste Kunst Er billigt das Wort der Alten (v. 1082 ff.): man müsse sprechen wie die Vielen und denken wie die Wenigen. Kurz, wir können nicht umhin, manch bemerkenswerthen Ansatz zu einer feineren Auffassung seines Themas bei diesem Engländer anzuerkennen. Und dennoch, im Grossen und Ganzen, in seinen letzten Principien steht er keine Stufe höher als sein artesischer Fachgenosse. Auch ihm gilt, wie jenem und wie fast allen Dichtern der Zeit die Dichtung im Grunde nicht als Kunst, sondern als Handwerk*).

Und wie können wir uns darüber wundern, wenn wir annehmen müssen, dass die Mehrzahl dieser Dichter unter ähnlichen Umständen und in ähnlicher Stimmung zu der Feder griff wie dieser arme Eberhard, an den wir nicht ohne eine Art lächelnder Rührung denken können! Denn, wenn auch wohl die Wenigsten mit solcher Noth zu

---

*) Es ist bekannt, dass Chaucer sehr auf die Poetria herabsah. Wie weit übrigens ihr Einfluss sich erstreckte, zeigt u. A., dass Salimbene zwei Verse (280. 81) aus ihr anführt. Monumenta histor. Parmens. III. p. 223.

kämpfen hatten, der Schule standen sie doch Alle mehr oder weniger nahe, und gerade über sie und ihren Einfluss auf die Dichtung giebt uns der Labyrinthus die werthvollsten und traurigsten Aufschlüsse. Der Anfang des Gedichtes versetzt uns noch vor die Geburt des zukünftigen Schulrectors. Die Natur*) wird vorgestellt, wie sie im Leibe einer Mutter ihr Schöpfungswerk verrichtet. Doch als sie merkt (woran? ist nicht recht klar), dass sie einen zukünftigen Magister unter den Händen hat, da unterbricht sie ihr Werk und wünscht es wieder ungeschehen zu machen. Doch die Natur hat keinen eigenen Willen, sie steht im Dienste Gottes und muss dessen Werke auch gegen ihren Willen ausführen. So kann sie dem Armen nur vorhersagen, was ihn erwartet, sein Schicksal nicht aufhalten. Den ganzen Himmel hat sie durchspäht, aber kein Gestirn entdeckt, welches ihm freundlich schimmerte: der böse Saturn und Mars stehen in seinem Zeichen. Nur Mühe und Arbeit stehen ihm bevor**); wenn Andere die Bücher des alten und neuen Testamentes lesen können, oder Ptolemäus, Euklid, Guido von Arezzo, Boethius, Cicero, Aristoteles, Galen, Florus, Makrobius, Platons Timäus, Gratian oder Justinians Gesetzbücher, so wird es ihm vorbehalten sein, die Fibel zu studiren und die Donate und Catone Weinend wird nun der Schulmeister geboren; das ist so bei allen Menschen, ihm aber sagt es Mehr als den Uebrigen: sein ganzes Leben wird ein Nachklang dieses Schreies, e i n Jammer, e i n e Trübsal sein. Auch die Fortuna, die darauf an die Wiege tritt, verkündet dasselbe: gut geht es in diesem Leben dem Rechtsverdreher, gut den Aerzten***), gut den Heuchlern, es glückt der Hefe der Menschen, den Hofnarren und Schmeichlern. Aber die Guten (zu diesen scheint also der Magister zu gehören), die werden verachtet, die Sehenden den Blinden nachgesetzt. — Der Knabe wächst nun heran und seine Gaben bilden sich aus. Bei dieser Gelegenheit unterlässt es der Dichter nicht, uns seine Ansicht über die Vertheilung der einzelnen Geisteskräfte mitzutheilen. Er theilt das Gehirn in 3 Kammern, die erste fasst auf, die zweite unterscheidet, die dritte sammelt und behält die Formen der Dinge, die Phantasie sitzt in der ersten, die Vernunft in der zweiten, das Gedächtniss in der dritten; geschwängert werden alle drei nur durch

---

*) Exhorret n a t i v i a parens, dum matris in alvo u. s. w., ohne Zweifel zu l.: n a t u r a.

**) Dicit et impingit m a t r i simulacra laborum v. 51. Das heisst doch: der Mühen, die der S o h n zu erwarten hat.

***) Vgl. Vincenz v. Beauvais, von der Erziehung c 13, bei Schlosser I. p. 52.

den Sinneneindruck, dieser ist die Wurzel aller Erkenntniss. Man sieht deutlich den arabisch gefärbten Aristoteles. — Nun tritt die Philosophie, die Königin der Künste, auf, ihre 7 Töchter um sich her und ergeht sich in längerer Rede über das Wechselverhältniss zwischen ihr selber und den einzelnen Wissenschaften; vor Allem preist sie die Grammatik, ihr empfiehlt sie den lernbegierigen Jüngling *). Die Grammatik wendet sich also an denselben und giebt ihm allerlei gute Lehren über seinen Beruf, sie verschmäht es aber auch nicht, ihm über sehr wenig ideale Dinge die nöthige Aufklärung zu geben. „Denn schliesslich, sagt sie, kommt es doch darauf an, dass Du von Deiner Arbeit auch etwas hast, dass Dir der Lohn, den Du als Labsal für Deine Plackereien fordern kannst, nicht entgehe **). Da sieht es nun freilich schlecht aus: vom Armen darfst Du billigerweise Nichts fordern als den Gotteslohn, der Reiche pflegt verschwenderisch mit Versprechen, geizig mit der Erfüllung zu sein ***); Dir bleibt also Nichts übrig, als Dich an den Mittelstand zu halten, nur dann kannst Du einigermassen auf Bezahlung rechnen." Und nun nimmt endlich auch die Poesie, die Dienerin der Grammatik, das Wort (253 ff.) und beginnt den eigentlichen Unterricht. „Dir werde ich Viel zu schaffen machen (tibi pars ero magna laboris), Du wirst meine Stärke kennen lernen", so lauten ihre ermunternden Eingangsworte. Es folgen dann im zweiten Tractat und in der Hälfte des dritten ihre Anweisungen zur Verfertigung eines regelrechten Gedichtes. Wir werden später auf sie zurückkommen, jetzt sind wir vor Allem gespannt, welchen Eindruck diese Lehren auf den jungen Scholar wohl gemacht haben werden. Der Unglückliche! all die Weisheit hat er ruhig angehört, jetzt ist ihm zu Muthe, als sässe er im Labyrinthe, als klänge ihm der Jammer eines Gefängnisses oder Trauerhauses in den Ohren (III. 252)!

Talibus instructus sedet in laqueo labyrinthi
Carcere clamoso luctinosaque domo

sagt der Dichter in eigentlich unübersetzbarer Holperigkeit, die aber gerade an dieser Stelle einen sonderbar komischen Reiz hat. So sitzt der Arme da, bekümmert und dumm im Kopfe, da tritt die Elegie, die mitleidige, an ihn heran und sagt: Dich drücken die Leiden des Ka-

*) v. 187 übrigens festiva für festina zu lesen.

**) v. 235 Languescit manuum labor immunis labiorum — ist das in ehrlichem Deutsch zu übersetzen: „ohne Spucke geht die Arbeit nicht von der Hand"? oder ist eine Conjectur nöthig? aber welche?

***) v. 245. 46 in letzterem zu lesen: si sapis für sic capit.

theders, die Mühe, der Aerger, die Armuth. Ja, das Loos des Schulmeisters ist ein jämmerliches. Wie verleiden ihm die Eltern seiner Schüler das Leben! Der Eine giebt die Hälfte des bedungenen Lohnes, der Andere sagt, sein Junge hätte Nichts gelernt, und zieht daher Alles zurück, der Dritte schwört, Dir bereits gezahlt zu haben, der Vierte giebt süsse Worte statt Geldes. Und bringst Du auch die Sache vor Gericht, so bekommst Du im besten Falle doch nur die Hälfte, die andere nimmt der schlaue Anwalt für sich in Anspruch*). Und wie leichtsinnig sind die Schüler! Nicht die Wachstafel gefällt ihnen, sondern die Geldtasche, nicht der Griffel, sondern der Würfel, nicht der trocus (= Kreisel), sondern der globus (= ?), anstatt des Studiums lieben sie die Kneipe, anstatt der Bücher die Buhlerin; Aufsätzigkeit vertritt ihnen den Aufsatz, Unverträglichkeit das Lesen, eine Prügelei das Versemachen. Strafst Du sie mit Worten, so blasen sie sich auf und quacken nur um so lauter, züchtigst Du sie mit der Ruthe, so zerfliessen sie in Thränen wie Wachs am Feuer. Und was für Plage hast Du mit den Dummen! leichter könntest Du auf Stahl schreiben, als ihnen Deine Worte einprägen! Andere wieder nehmen leicht auf, aber behalten Nichts und was macht man mit einem flüssigen Hirn, einem Fass ohne Boden? Noch andere sind so unbeständig, dass sie es nirgendswo aushalten und lieber an zehn als an einem Orte studiren; diese hast Du so sicher in der Hand wie eine Schlange; forderst Du Deinen Lohn, so entschlüpfen sie. Die Meisten, die des Morgens wie Schildkröten zur Schule kriechen, springen Abends wie die Hasen davon; und jede Stunde, die sonst zu kurz, scheint zum Lernen zu lang zu sein. Der Unterricht behagt ihnen wie der Taxus der Biene, wie das Wasser der Katze, wie der Stock dem Hunde. Und dazu verdirbst Du Dir die Nachtruhe und verdummst durch das Lesen bei der Lampe Dein Gehirn. Und was für langweilige Arbeiten erwarten Dich am Tage, wenn die Schüler ihre Arbeiten der Reihe nach abgeben, wenn sie von früh bis spät Dir vordecliniren, wenn Du die Klagen der Eltern anhören, wenn Du als Richter auf dem Katheder sitzen und irgend einen Streit um des Kaisers Bart entscheiden musst!

Und wenn Du nun gar Deine Collegen ansiehst, was für traurige Menschen sind das grossentheils! Unwissend besteigen sie das Katheder, nur den Namen, nicht die Sache wollen sie, der Affe vom Gelehrten sind sie durchgängig. Und doch machen solche Leute Glück, der Unwissende geht dem Gelehrten vor, weil er besser versteht zu

*) dividit illud Lingua patronantis.

schmeicheln. So muss denn der Papagei der Gans, der Schwan der Krähe, die Nachtigall dem Raben weichen*). — Mit solchem Seufzer endet diese Nachtigall**) und gesteht uns selbst, dass sie von der Anstrengung ganz müde geworden sei und kaum mehr auf den Beinen stehen könne (III. 405).

In der That, aufrichtiger als in diesem Gedicht ist wohl nie ausgesprochen worden, welches die eigentliche Herzensstimmung der meisten damaligen Poeten war, die in prächtigen Heldengedichten, pompösen Beschreibungen und wohlgemeinten Lehrgedichten sich so sichtlich und vergeblich abmühen, uns eine bessere Meinung von sich beizubringen. Denn, wie schon oben angedeutet wurde, sie alle standen mit der Schule in Verbindung, sie alle waren, wenn auch nicht selbst Lehrer der Grammatik und Rhetorik, so doch Studenten derselben gewesen, hatten in ihren entscheidenden Bildungsjahren die Anschauungen in sich aufgenommen, von denen das eben im Umriss mitgetheilte Gedicht ein so deutliches Bild giebt. Es brauchte daher kaum eines Beweises, dass jener Eberhard mit seinen Ansichten nicht alleine stand; dennoch wollen wir, um jeden Zweifel aufzuheben, aus der übrigen Poetenschaar wenigstens Einige herausgreifen, die ihre Geistesverwandtschaft mit ihm nicht verleugnen können. Zunächst lässt es sich nur aus diesem Schultreiben mit seinen Intriguen und Coterien recht erklären, dass die namhaftesten Dichter sich genöthigt sahen, am Anfang oder Ende ihrer Werke gegen Neid und Missgunst sich zu verwahren. So erklärt Walter von Chatillon, ein Dichter, dem vielleicht so viel Beifall geschenkt worden ist, wie Keinem seiner Zeitgenossen, in dem prosaischen Vorwort zu seiner Alexandreis: „Es ist Brauch und Sitte, dass wenn etwas Neues vor die Ohren des Publikums gebracht wird, die Menge sich nach ihren Neigungen theilt, und dass der Eine zustimmt und das Gehörte für rühmenswerth erklärt, der Andere, sei es von Unwissenheit verleitet, sei es von dem Stachel des Neides getrieben, selbst treffliche Worte herabzieht und wohlgefeilte Verse noch einmal auf den Ambos gebracht haben will. Und es ist merkwürdig: das Menschengeschlecht ist von seiner ursprünglichen Natur, nach welcher Alles, was Gott gemacht hat, sehr gut war, so abgewichen, dass es jetzt geneigter ist zur Verdammung als zur Nachsicht, und dass es lieber das Mittelmässige noch verkleinert als es nach der besseren

*) Was v. 404 astalapho bedeutet, ist mir nicht klar; sollte vielleicht alcyoni zu lesen sein?

**) Denn was noch folgt, bezieht sich nur auf Cultgedichte.

Seite hin auslegt.“ Und noch auffallender ist es und nur durch ähnliche Zustände wie die geschilderten zu begreifen, wenn Joseph von Devonshire sein nicht selten von antikem Schwung getragenes Gedicht über den trojanischen Krieg durch den sonderbaren Schluss entstellen konnte:

Vive liber, liberque vige: sed si qua nocebunt
Disce libens livore nihil sublimius esse.
Cum tibi mordaces obliquent laeva cachinnos
Murmura, cum cupiant linguis lacerare profanis
Sis utinam invidia dignus, quae summa lacessit
Quam pascit praesens extremaque terminat *) aetas.

Auch der Nutheticus, den Johannes von Salisbury seinem Policraticus voranschickte, zeigt eine ähnliche Stimmung.

Nicht anders ferner als aus einer schulmässigen Regulirung des Geschmackes lässt sich die wahrhaft erstaunliche Gleichförmigkeit und Eintönigkeit der Redewendungen, Bilder, Vergleiche, ja der ganzen Anlage all dieser Gedichte erklären. An hunderten von Beispielen liesse sich nachweisen, wie ganz feststehende, typische Wendungen durch die verschiedenartigsten Gedichte sich hindurchziehen: so die Antithese von mel und fel, die aus dem Thierreiche genommenen Vergleiche zur Bezeichnung des Gegensatzes vom äusserlich Kleinen zum innerlich Grossen (z. B. der Anonymus ap. Leyser. p. 2058 ff. v. 44—58, Henr. Settim. IV. 193 ff. Brunellus p. 21), die Verwünschungen der menschlichen Geburt (Henr. Sett. I. 237 ff. Henr. Mediol. p. 9. Brunell. p. 22), die Vorwürfe gegen die Fortuna, dass sie aus einer Mutter zur Stiefmutter geworden sei (Gualt. Alexdr. II. 179. Henr. Sett. I. 41), die barocke Vorstellung, dass bei einem besonders zahlreichen Sterben alle drei Parzen damit beschäftigt sind, die Fäden abzuschneiden (Gualt. Alexdr. V. 142 f. Albert. Stad. Troilus IV. 295 ff.) u. A. m. Nur auf zwei derartige Beispiele möchten wir näher eingehen, da sie, aus historischen Gedichten genommen, zugleich auf den Character derselben als geschichtliche Quellen ein Streiflicht werfen. Peter von Eboli in seinem Gedichte über die Kämpfe Heinrichs VI. mit Tancred giebt v. 1119 ff. eine genaue Aufzählung aller Hülfsvölker, aus welchen die kaiserliche Flotte bestanden habe. Die detaillirten Angaben über Stärke und Zusammensetzung der einzelnen Truppenkörper könnten verleiten, diese

*) Wohl zu lesen: germinat.

Nachrichten als geschichtlich glaubhaft anzusehen*). Vergleichen wir aber mit denselben z. B. bei Gualt. Alex. X 267 ff. die Aufzählung der Völker, welche dem Alexander Geschenke nach Babylon bringen oder eine ähnliche in dem von Wattenbach Münch. S. B. 1873 p. 704 ff. veröffentlichten Streite Amors mit dem Gelde, so werden wir schon zu der Annahme neigen, dass eine solche Völkeraufreihung zu den Erfordernissen oder wenigstens Feinheiten eines regelrechten Gedichtes gehört habe. Die Erwähnung des englischen und französischen Königs und des Pommernherzogs unter den Hülfe Schickenden zwingt uns vollends dazu, diesen ganzen Schiffskatalog für historisch werthlos zu erklären. Von den beiden Ersteren ist uns eine solche Vasallenleistung anderweitig nicht bestätigt, der Letztere hatte sich 1185 sogar förmlich seiner Lehenspflicht gegen das Reich entledigt und dem dänischen Könige gehuldigt**). Das andere Beispiel betrifft das Verhältniss des Guilielmus Brito zu demselben Petrus de Ebulo. Dieser leitet seinen Bericht von der Gefangennahme König Richards durch die Worte ein:

Quid prodest versare dapes, servire culinae (v. 1049)

Ganz dieselben Worte finden sich in eben derselben Erzählung in des Guilielmus Philippis IV. 345. Sollen wir daraus nun schliessen, dass der Franzose das ungefähr 20 Jahre vor ihm entstandene Werk des Italieners wirklich vor sich gehabt habe? Wahrscheinlicher scheint mir, dass jenes Wort des Peter (wenn es nicht etwa schon älteren Ursprungs war) von der Schultradition aufgenommen und allmählich zu einem geflügelten geworden war.

Aus diesen Schulzuständen wird es endlich begreiflich, wenn auch andere, selbst glücklichere Dichter als Eberhard von Béthune das Versemachen nicht für eine Lust, sondern für eine Last erklären. So schliesst Aegidius von Corbeil sein schwerfälliges medicinisches Lehrgedicht (Leyser p. 689) mit den Worten: „Das Werk ist geschlossen, der Hafen

---

*) So nimmt Toeche, Kaiser Heinrich VI. p. 334. A. 3 u. 4. nur an der auf 4000 angegebenen Zahl der Schiffe, als an einer „dichterischen Uebertreibung“ Anstoss. — Peter von Eboli citire ich nach der neuesten Ausgabe von Winkelmann 1875.

**) Dahlmann, Gesch. v. Dänemark I. 331. Von Richard Löwenherz berichtet Gislebert von Mons p. 250, dass er dem Kaiser Hülfstruppen versprochen habe, fügt aber hinzu, dass dieser treulose Fürst nie ein Versprechen gehalten habe. Sicher beglaubigt scheint Nichts weiter, als die Nachricht der Continuatio Sanblas. Otton. Fris. c. 38, dass der Kaiser das englische Lösegeld wesentlich zur Besoldung seines sicilischen Heeres verwendet habe.

erreicht. Nun kannst auch Du, Muse, die Du so oft schlaflose Nächte bei emsiger Arbeit durchwacht hast, Athem schöpfen und ausruhen von der Arbeit.“ Und wahrhaft traurig ist es zu sehen, wie selbst ein Mann von der Kraft und dem Feuer des Guilielmus Brito so wenig den kleinlichen Anschauungen seiner Umgebung Widerstand leisten konnte, dass er am Ende fast eines jeden Buches seiner Philippis seine Muse erschlafft fühlte und sie gewissermassen mit einem Peitschenhieb wieder antreiben musste. So sagt er am Ende des 5. Buches, als die Muse ihn um einen Augenblick Ruhe bittet: „aber nur einen Augenblick! Denn wird das Pausiren erst zur Gewohnheit, so wird der Geist schlaff und giebt der Trägheit nach.“ Und IV. 635 vergleicht er die Muse geradezu mit einem Gaul:

Et quia jam nostrum reddit tam durus anhelum
Callis equum, breviter hic respirare sinatur. —

Von hier aus werden nun erst die poetrischen Doctrinen des Geoffry Vinesauf und des Eberhard von Béthune ihr rechtes Licht empfangen, wird es erklärlich scheinen, wenn selbst ein Mann wie der Erstere dazu kommen konnte, Kunst und Handwerk mit einander zu verwechseln.

Und worin bestehen nun diese poetischen Doctrinen? Im Wesentlichen darin, dass man die Poesie auffasste als eine im Dienste der Grammatik stehende Tausendkünstlerin, als einen weiblichen Taschenspieler (das Wort praestigiatrix findet sich bei Geoffry selbst, v. 119), dessen höchste Kunst darin besteht, fünf zu einer Geraden zu machen. Man unterschied zwei Hauptstilarten, den limes difficilis und die via plana, wie Eberhard (II. 33) sagt, oder den Pfad der Kunst und die Strasse der Natur, wie Geoffry (v. 86 ff.) sich ausdrückt. Die ebene Strasse der Natur wird dann beschritten, wenn Inhalt und Worte denselben Lauf nehmen, wenn der Ausdruck von dem Gedanken nicht abweicht. Der steile Pfad der Kunst, wenn durch die Satzverbindung das eigentlich Spätere vorangestellt und das eigentlich Frühere nachgestellt wird, wenn der Dichter so mit dem Ausdruck zu spielen weiss (v. 120 ff.), dass „das Zukünftige als gegenwärtig, das Grade als schief, das Ferne als nah, das Bäurische als städtisch, das Alte als neu, das Allgemeine als das Besondere*), das Schwarze als weiss, das Nichtige als Bedeutendes erscheint.“ Bei Weitem vorzuziehen ist diese letztere Dichtungsart:

Civilior ordine recto
Et longe prior est quamvis praeposterus ordo.

*) Oder was für ein Sinn liegt sonst in dem publica privata fieri?

Beispiele werden diese absonderliche und dunkle Theorie erläutern. Eberhard stellt als Einzelregeln, welche besonders zu beobachten seien, u. A. folgende auf: ein kurzes Thema verlängere ich, ein langes Thema verkürze ich (II. 31); vor Allem vermeide ich den gewöhnlichen Sprachgebrauch; ich bilde daher (II. 77) neue Worte, sowohl Verben wie Adjective, z. B. canonicare, tigridior, ursior*); ich verbinde Worte, welche sich zu widersprechen scheinen (81); ich gebrauche indeklinable Worte wie deklinable, sage z. B. ohne Aber, ohne Beinah (85); ich vertausche die Quantität der Worte, gebrauche z. B. labor als Trochäus (93); ich setze die Präpositionen an die unrechte Stelle, sage z. B. scandala propter (143).— kurz, ich sage immer Das, was ich eigentlich nicht sagen sollte. Und Geoffry führt seine Theorie im Einzelnen folgendermassen aus: Das Ende gehört von Natur an die letzte Stelle (v. 114), die Kunst aber bringt es fertig, das Ende zum Anfang zu machen, wenn nämlich am Anfang des Gedichtes schon auf das Ende hingewiesen wird. Habe ich einen Gedanken auszusprechen, so thue ich das nicht auf eine Art (v. 218 ff.), bewahre! Der Gedanke muss seine Kleider wechseln, bald in dieser, bald in jener Tracht erscheinen und so viel als möglich verhehlen, dass er noch immer derselbe ist. Wende ich, was sehr zu empfehlen, eine Vergleichung an, so kann ich das auf zweierlei Weise: heimlich oder offen, durch hinzugesetzte Vergleichungspartikel oder ohne dieselbe (v. 239 ff.). Letztere Art hat entschieden den Vorzug; denn dann kommt die Vergleichung nicht in eigener Gestalt, sondern mit einer Maske, sie sieht aus, als gehörte sie ganz zum Thema, dennoch ist sie anderswoher genommen; sie ist in Wirklichkeit ausserhalb, dort aber nicht zu sehen; sie scheint innerhalb zu sein, ist es aber nicht. So schwankt sie zwischen drinnen und draussen, hier und dort, fern und nah und das verleiht der Darstellung einen besonderen Reiz.

Es wäre Zeitverschwendung, bei diesen Thorheiten überhaupt verweilt zu haben, wenn wir durch sie nicht gerade in das eigentliche Wesen jener ganzen Schulpoesie eingeführt würden. Man bezeichnet dieselbe häufig als roh, barbarisch, ungebildet; richtiger würde man sie verbildet, raffinirt und spitzfindig nennen, obgleich diese Extreme sich in ihr mannigfach berühren. Nicht darin liegt das Wesentliche, dass

*) Diese Regel hat bei den gleichzeitigen Poeten allgemeinste Anwendung. Beispiele sind kaum nöthig. Doch vergl. man: uxorare, licenciare, favillare, bei Peter v. Eboli, neronizare, proteare, molendinare, vulpescere, codrior, salomonior, platonior bei Heinrich v. Settimello.

man die Quantität der Wörter häufig vernachlässigte, sondern dass man es in der Absicht that, durch Neuheit zu reizen; nicht darin, dass man unmässig in synonymen Ausdrücken und Umschreibungen sich zu ergehen pflegte, sondern dass man es mit dem Bewusstsein that, dadurch die Sache zu verhüllen; nicht darin, dass man in Hyperbeln alles Mass zu überschreiten pflegte, sondern dass man (wie aus Labyr. II. 147 hervorgeht) es mit dem heimlichen Lächeln eines verschmitzten Betrügers that. Es ist interessant, dass eine der wenigen theoretischen Aeusserungen jener Zeit über Malerei für diesen Kunstzweig unverhohlen ausspricht, was offenbar von der Dichtkunst in nicht geringerem Grade galt. Alanus ab Insulis, der um 1194 als Magister an der Pariser Schule blühte*), bricht in seinem Anticlandianus v. 122 ff. in die Worte aus: „O Wunder der Malerei! es tritt ins Sein, was doch nicht sein kann; das Gemälde, der Affe des Wahren, täuscht uns durch Kunst, verwandelt in Wirklichkeit den Schatten**) der Wirklichkeit, in Wahrheit die Lüge. So übertrifft diese Kunst an Verschmitztheit noch die Sophistik der Logik; denn diese beweist nur, jene schafft. Beide aber wollen das Falsche als das Wahre erscheinen lassen; der Malerei gelingt es besser.“ Hier ist also die Illusion als höchstes Princip der Kunst aufgestellt, und zwar in ihrer hässlichsten Gestalt***).

Wir können zusammenfassend sagen: Das Wesen dieser Schulpoesie war, dass sie aufgehört hatte, Poesie zu sein, nicht, dass sie erst anfing, es zu werden.

---

*) Otton. Fris. Contin. Sanbl. zu 1194.

**) Eine ähnliche Bedeutung muss umbraculum hier doch wohl haben.

***) Auch Hugo von St. Victor setzt in seinem Didascalicum das Wesen der Kunst in die Nachahmung der Natur. Schlosser Vincenz v. Beauvais II. p. 43.

II.

Hiermit sind wir nun an den Punkt gekommen, vom dem sich uns der Blick auf den Einfluss eröffnet, welchen das Alterthum auf diese Poesiegattung ausübte. Denn gerade das Alterthum war es, welches mit seiner erdrückenden Grösse diese unfruchtbaren, aber schreiblustigen Schulpoeten in die eben gekennzeichnete Richtung auf das Absonderliche und Auffallende hineindrängte. Wie wir in der romanischen Säulenordnung die verschiedenartigsten, dem Alterthum entlehnten Ornamente in bunter Willkür durcheinander gewürfelt, fast kein Kapitäl, keinen Schaft dem anderen gleich finden, so sehen wir auch in dieser Schulpoesie die mannigfaltigsten antiken Formen: in der Metrik, in den Bildern, in der Composition, aber nirgends organische Verbindung, nirgends Einheit und Rhythmus. Man konnte wirklich Neues nicht schaffen, daher spielte man mit dem Alten. Und Beides erkannte man auch recht wohl an. So nennt Alan von Lille den erhabenen Mustern des Alterthums gegenüber die Dichtung Walters von Chatillon nebelhaft und die des Joseph von Exeter ein Flickwerk*). So erklärt Geoffry Vinesauf, Poetria 1820 ff., wo er die Versart des Sidonius der des Seneca entgegensetzt, ausdrücklich: beide Stilarten seien gut, am besten aber sei es, da Neuheit mehr reize, einen Mischstil aus ihnen zu machen **).

---

*) Anticlaudian I. 165 ff. (vgl. 130 ff.), dass hier unter „Maevius" Niemand als Walter zu verstehen sei, ist unbestritten; dass „unser Ennius, der des Priamus Geschick anstimmt", auf den Joseph gehe, wenigstens wahrscheinlich. Uebrigens war Ennius selbst ein beliebter Gegenstand des Tadels, wie die summa dictaminum des Magister Ludolf und die summa de arte prosandi des Konrad von Mure bei Rockinger, Quellen und Erörterungen zur bayer. und deutsch. Gesch. IX. 1. p. 369. 437 zeigen.

**) Nur der Dichter des Ligurinus stellte sich, im Vertrauen auf die Erhabenheit seines Stoffes, stolz neben die Alten. lib. X. 586 ff. ed. Dümgé.

Wenn wir im Folgenden nun versuchen wollen, einige Hauptmomente dieses antiken Einflusses auf die Erzeugnisse der Schulpoesie in ein helleres Licht zu setzen, so werden wir wohl am schicklichsten mit einer kurzen Uebersicht der antiken Muster selbst beginnen, die in jenem Kreise den Geschmack beherrschten. Wir finden eine solche Uebersicht bei Eberhard, Tract. III. 1 ff., wo eine Zusammenstellung aller in seiner Schule gelesenen Dichter, antiker und christlicher, alter und neuerer gegeben wird. In bunter Reihe folgen hier aufeinander: Die Sentenzen des Cato, die Ekloge des Theodul (saec. X.), Avian (saec. IV.), Aesop (wohl Phaedrus), Maximians Elegieen über die Leiden des Alters, Pamphilus de vetula, des Vitalis Blesensis Amphitruo (saec. XII.) *), Claudians Raub der Proserpina, Statius' Achilleis, Ovid, Horaz' Satiren, Juvenal, Persius, der Architrenius des Johannes Hautvillensis (saec. XII) **), Virgil, des Statius Thebais, Lukan, Walters Alexandreis, Claudian „gegen Rufinus" und Preis des Stilico, Dares Phrygius, der lateinische Homer, Sidonius, der Solymarius, Aemilius Macer, (Marbod) de lapidibus et gemmis, die Aurora des Petrus de Riga, das Carmen paschale des Sedulius (saec. V.), Arator, Prudentius, der Anticlaudian des Alanus, der Tobias des Matthäus Vindocinensis, die Ars nova scribendi des Gaufredus, das Doctrinale des Alexander de Villa Dei, der Graecismus des Eberhard, Prosper (saec. V.), des Matthäus Vindocin. Satire auf die Curialen, die Synonymik des Johannes de Garlandia, Martianus Capella, Boetius, Bernhards von Chartres Megakosmus und Mikrokosmus, die Allegorien des Physiologus, Paraclitus, Sidonius über das alte und neue Testament.

Ueber diesen Sidonius bemerkt die Glosse: Sidonius poeta de duobus testamentis sc. novo et veteri per duas personas sc. Judaeum et Christianum scripsit. Doch ist mir diese Schrift nicht bekannt. Man könnte an Sedulius und dessen Hymnus, der auch unter dem Titel Collatio veteris et novi testamenti geht, denken; doch ist dieses Gedicht nicht in Dialogform. Ob unter dem Physiologus gerade Theobald von Canterbury zu verstehen ist, wie Fabricius bibl. mediae lat. I. 637 vermuthet, lässt sich nicht entscheiden, da die Literatur dieser Physiologi eine sehr zahlreiche war. Vom Aemilius Macer habe ich verschiedene Spuren in dem Commentar des Alanus zur Prophezeiung Merlins gefunden.

Heidelberg 1812. Sehr demüthig dagegen das Geständniss des Gauterus bei **Wright, Walter Mapes p. 129. v. 750 ff.**

*) Mit der Aulularia herausgegeben von Osann. Darmstadt 1836.

) **Vgl. Catalogus biblothecae Thuanae II. p. 286.

Uebrigens sieht man, dass die satirische Dichtung der Alten ganz vornehmliche Berücksichtigung gefunden hat (von Horaz werden sogar nur die Satiren genannt), die voraugusteische Poesie dagegen völlig übergangen ist. Aus letzterem Umstande aber auf eine Nichtkenntniss oder Nichtachtung der alten Komiker schliessen zu wollen, wäre irrig. Derselbe Zug, der jene Männer der Scholastik zu den Satirikern führte, musste sie auch zur Komoedie führen. Zudem wissen wir durch Johann von Salisbury, wie sehr man Terenz, erkennen wir an den Arbeiten des Vitalis von Blois, wie sehr man Plautus schätzte. Aehnliches gilt von Martial, der auch in dieser Reihe fehlt: einige Epigramme des Alan sind den seinigen aufs Genaueste nachgebildet (vgl. z. B. Parobol. ed. Senftlebius IV. 13 mit Martial. V. 58)*). Ueberhaupt ist es ja natürlich, dass auch damals einzelne Gelehrte ihre einzelnen Lieblinge unter den Alten hatten. So scheint Walter von Chatillon (vgl. Alexdr. V. 504 ff.) Lucan und Claudian vor Virgil bevorzugt zu haben; Wilhelm der Bretone stellt den Ersteren wenigstens eben so hoch wie Virgil, weist dagegen der Thebais des Statius einen niederen Platz an (Philipp. IX. 731 f.); des Seneca Stil liebten Manche besonders wegen seiner kurzen gedrungenen Sätze (Joa. Sarisb. Metalog. I. c. 22)**); den Stil des Lucan und Statius stellte Bernhard von Chartres dem des Virgil und Terenz entgegen: letztere, sagt er, schrieben in dem ordo artificialis, jene in dem ordo naturalis***); natürlich sei die künstliche Art vorzuziehen. Eben dieser Bernhard ahmte in der Composition seines Megakosmus und Mikrokosmus vornehmlich den Boetius nach, denselben auch Heinrich von Settimello in dem Inhalte seiner Elegie über die Fortuna. U. s. w. —

---

*) Properz dagegen, der von Eberhard auch nicht erwähnt wird, wohl aber in der ein Jahrhundert späteren Schlacht der Wissenschaften von Heinrich von Andely, scheint immer ohne grossen Einfluss geblieben zu sein.

**) Er war auch ein Lieblingsschriftsteller des berühmten Rainald von Dassel. Jaffé Bibl. I. p. 327.

***) In seinem Commentum super sex libros Aeneidos bei Cousin, Fragm. de philos. du moyen âge p. 285. Vgl. übrigens die Theorie Geoffrys, oben p. 19. — Ich kann hier eine Rüge gegen einen Namensvetter nicht unterdrücken. Dr. H. Francke „Terenz und die lateinische Schulkomoedie“ p. 5 berichtet Aehnliches von „einem Bernhard von Clairvaux, einem Wilhelm Brito“. Dies entstammt einer Anm. in Schaarschmidts Joannes Sarisberiensis p. 101, wo ein Bernhard und ein Wilhelm in gleichem Zusammenhang genannt werden, und wo es sofort klar ist, dass eben jener Bernhard von Chartres und sein Schüler Wilhelm von Conches gemeint sind.

Was nun die Wirkungen dieser antiken Muster betrifft, so scheint es, als wenn selbst im Alleräusserlichsten, in der Art des Vortrages dieser Schuldichtungen ihre Spur noch zu erkennen wäre. Bekannt ist, wie in der römischen Kaiserzeit zugleich mit dem Aufblühen der neueren Sophistik das Deklamatorenwesen einen nie gesehenen Aufschwung nahm und in Kurzem die vornehmlichste Verbreitungsart der klassischen Literatur wurde, bis schliesslich sogar die Dichter selbst aus den Reihen der Deklamatoren theils hervorgingen, theils sich ihnen zuzuwenden pflegten. Es scheint nun, als wenn diese Sitte auch in die Uebung der kirchlichen Kreise übergegangen wäre. Wenigstens berichtet eine Notiz im Cod. Vat. des Arator (bei Leyser p. 148) Aehnliches von der metrischen Apostelgeschichte dieses im VI. Jahrhundert lebenden Dichters. „In der Kirche des h. Petrus in Ketten kam eine Schaar von Gläubigen zusammen und hörte hier an bestimmten Tagen den Arator beide Bücher siebenmal vorlesen, wobei (jedes Mal) nur die Hälfte eines Buches gelesen wurde wegen der beständigen Wiederholungen, die sie mit mannigfachen Beifallsrufen immer wieder forderten." Aus dem XI. Jahrhundert haben wir an einem Weihnachtsgedichte Wipos (opp. ed. Pertz. p. 19), welches er für die Tafel Kaiser Heinrichs III., und zwar schwerlich zum Singen, dichtete, das Beispiel einer ähnlichen Uebung. Und dass nun auch im XII. und XIII. Jahrhundert eine solche Sitte der Recitation von lateinischen Gedichten bestanden habe, ist an sich nicht unwahrscheinlich, wird aber auch bestätigt durch den Umstand, dass Geoffry seine Poetik mit einigen recht bedeutsamen Erörterungen über Deklamation beschliesst. Er verlangt (um seinen sonderbaren Ausdruck beizubehalten) v. 2024 ff., dass der Vortragende „drei Zungen habe, eine im Munde, eine in den Mienen, eine in den Bewegungen": also nur das Zusammenspiel von Betonung, Mimik und Gestikulation vermöge das Vorgetragene voll zum Ausdruck zu bringen. Vor Allem aber sei in diesem Ausdrucke Mass zu halten; immer müsse sich der Deklamator bewusst sein, dass er Empfindungen nur nachahme, nicht selbst erlebe; seine Erregung dürfe daher diesen Empfindungen nur in der Art, nicht in dem Grade, nur in dem inneren Wesen, nicht in der Kraftäusserung gleichkommen. (Motusque tuus sit in omnibus idem, non tantus.) So hätte Geoffry doch nicht sprechen können, wenn die Uebung der Deklamation zu seiner Zeit nur eine ausnahmsweise und gelegentliche gewesen wäre und nicht vielmehr zu dem Kreis der öffentlichen Lehrgegenstände gehört hätte. Quintilian, den u. A. Johann von Salisbury oft erwähnt, wird nicht ohne Einfluss auf die Methode gewesen sein.

Wir müssen uns also denken, dass, während die Troubadours an den weltlichen, die Goliarden vorzugsweise an den geistlichen Höfen singend umherzogen, diese Schuldichtungen, vor Allen die Epen durch den Mund von Declamatoren, sei es in der Schule oder Kirche, sei es ebenfalls an den Höfen der Grossen*) ihrem Hörerkreis vermittelt wurden. Es ist bemerkenswerth, dass Walter von Chatillon im Prolog zur Alexandreis sich zunächst an die Zuhörer, vor deren Ohren die neuen Werke vorgetragen würden (cum in auribus multitudinis aliquid novi recitatur), und erst später an seine Leser wendet. In dem Narrenspiegel des Nigellus Wireker (p. 93 ed. Guelferbyt.) werden in dem Hofstaat eines Bischofs neben sonstigen Luxusdienern auch senes docti gesta priora loqui erwähnt. Vielleicht lässt sich auch aus der Bestimmung für einen derartigen Vortrag an der fürstlichen Tafel die eigenthümlich episodenhafte Gliederung des Gedichtes Peters von Eboli erklären. Auch am Hofe Ludwigs IX. von Frankreich gab es ein eigenes, von einem Franciskaner versehenes Amt des Vorlesers**); freilich mögen hier selten Gedichte vorgetragen worden sein.

Deutlicher zu Tage liegen die Zusammenhänge mit dem Alterthum in dem Inhalt und in der Composition der meisten dieser Schuldichtungen. Lateinisch dichten und ein halber Heide sein, galt damals bei Vielen für dasselbe (vgl. Guiberti abbatis de vita sua lib. I. in seinen opera ed. d'Achéry p. 476 E¹A²) und nicht ganz mit Unrecht. Ist doch z. B. aus dieser Schulpoesie die einzige Behandlung der Alexandersage hervorgegangen, welche (ob zu ihrem Vortheil oder Schaden) mit vollem Bewusstsein rein antike Form und Auffassung***) zu reproduciren sucht; sind doch solche Erscheinungen wie der troische Krieg des Joseph von Exeter, wie der Troilus des Albert von Stade, wie jenes Gedicht über Orpheus, von dem Wattenbach Münch. S. B. 1873 p. 746 urtheilt, dass es so vollständig im Alterthum sich bewege, so ohne alle Spur des Christenthums sei, dass es in dieser Beziehung

---

*) Nicht ausschliesslich der Geistlichen, wie die Widmungen des Ligurinus, des Gedichtes von Peter von Eboli an Friedrich I. und Heinrich VI. beweisen.

**) Schlosser a. a. O. II. 90. Auch die Vorschrift des Anonymus bei Leyser 2058 ff. v. 191:

Rhetoricae vultu gestuque loquendo refulge.

ist zu beachten. Der Ligurinus wendet sich freilich an Leser, nicht an Hörer (I. 135. X. 597. 642. 646).

***) Man lese z. B., welch rein achilleische Gesinnung Alexander lib. I. v. 490 ff. ausspricht.

eben so gut dem heidnischen Alterthum angehören könne, keineswegs vereinzelt. Wir brauchen diese Beispiele nicht zu vermehren; die eine Thatsache, dass Alexander Neckam*) ein Buch schreiben konnte unter dem Titel Scintillarium Poeseos, in welchem er die heidnischen Götter, ihre Namen und die Ansichten der Philosophen über sie behandelte, dass auch die mythologische Compilation des Albericus Philosophus unter dem Titel Poetria ging**), genügt, um zu zeigen, wie sehr der antike Olymp zu den Erfordernissen eines regelrechten Epos gehörte. Das ist, wie gesagt, so in die Augen springend, dass nähere Nachweise nicht nöthig sind. Etwas ausführlicher aber müssen wir über einige andere Eigenthümlichkeiten sein, die aus derselben Wurzel stammen.

Zunächst die Tempel- und Bildwerkbeschreibungen, mit denen nach dem Muster der Alten diese Dichter ihre Werke zu schmücken pflegten. Die flores rhetorici des Alberich von M. Casino, stilistische Anweisungen aus dem Ende des XI. oder dem Anfang des XII. Jahrhunderts, zeigen, dass schon damals dieser Gegenstand ein beliebtes Schulstück war. In die prosaisch abgefassten Regeln ist nämlich u. A. eine metrische „Commendatio domus Oceani" eingeschoben***) und diese besteht in nichts Anderem als in einer ausführlichen Beschreibung der Säulen, Bilder und allegorischen und mythologischen Personen, die sich in diesem Palaste befinden. Unter den späteren Dichtern zeigt besonders Walter von Chatillon eine grosse Vorliebe für diese Art rhetorischen Schmuckes. Man lese z. B. die Beschreibung des Tempels der Victoria, der eigenthümlicher Weise auf eine Tigrisinsel verlegt wird (IV. 401 ff.), die Darstellungen aus der asiatischen Geschichte von

*) Nach Leyser s. v.; Th. Wright freilich nennt dieses Buch nicht unter Neckams Schriften.

**) Cousin a. a. O. p. 283 nach einer Pariser Handschr. Die Person dieses Albericus ist ungewiss. Doch vermuthlich ist er entweder jener Mönch von M. Casino, von dem Petrus Diaconus ed. Fabricius bibl. eccl. p. 179 berichtet, er habe auf der römischen Synode von 1079 die Irrlehren des Berengar, Diakonus der Kirche von Anjou, widerlegt; oder Alberich von Troisfontaines, der als geschichtlicher Compilator ja wohl bekannt ist. Des Ersteren stilistische Arbeiten hat Rockinger a. a. O. theilweise publicirt; eben wegen dieser seiner grammatischen Thätigkeit liegt es vielleicht näher, ihm auch die Poetria zuzuschreiben. — Auch Vincenz von Beauvais beruft sich betr. seiner Nachrichten über Hercules auf einen Alberich als Gewährsmann. Schlosser a. a. O. II. 216 hält diesen für den von Troisfontaines, aber ohne einen Grund anzugeben.

***) Cod. lat. mon. 14784. fol. 59 ff.

Nimrod bis Cyrus auf des Darius Schild (II. 498 ff.), den Orbis pictus auf dessen Grabmal (VII. 385 ff.), die Darstellungen aus der biblischen Geschichte auf dem Grabmal seiner Gattin (IV. 176 ff.). Aehnlich ist im Anticlaudian des Alanus die Beschreibung der Burg der Natur (I. 55 ff. und 130–84), die im Lande des ewigen Frühlings liegt, umgeben von einem vogelreichen Hain, in dessen Mitte ein ewiger Quell sprudelt. Das Innere des Hauses ist mit prächtigen Gemälden geschmückt, auf denen Aristoteles, Plato, Cicero, Virgil, Hercules, Turnus, Hippolytus und andere Helden und Weise dargestellt sind. Auch in der Metamorphosis Goliae episcopi wird in derselben Manier der von Vulcan auf dem Helicon erbaute Palast beschrieben (Wright, Walter Mapes p. 22 v. 37 ff.). Und wenn man sich diese und andere Beispiele gegenwärtig hält, wird man auch hier geneigt sein, ähnliche Schilderungen bei Peter von Eboli, von dessen nicht allzu grosser geschichtlicher Treue wir bereits oben ein Beispiel gaben, nicht als Wiedergabe von wirklich Bestehendem, sondern als eine Anwendung rein poetischer Regeln anzusehen. Toeche freilich (a. a. O. p. 503) und Abel (Otto IV. p. 133) halten die ausführliche Beschreibung des Kaiserpalastes auf Sicilien für historisch. Prächtig müsste er nach den Angaben des Dichters gewesen sein. (v. 1503 ff. und 1531—64.) Er liegt in einer Gegend, wo ewige*) Frühlingszeit lacht, von Stahl glänzen seine Wände; Arethusas Quelle springt vor seinen Mauern. Er hat sechs Zimmer, ein jedes ist mit Wandgemälden geschmückt; im ersten ist die Schöpfung dargestellt, der Geist Gottes als Taube über den Wassern, im zweiten die Sündfluth, im dritten Abrahams Wanderung ins gelobte Land, im vierten Pharaos Untergang, im fünften das Zeitalter Davids, im sechsten Kaiser Friedrich umgeben von seinen Kindern, sein Marsch durch Ungarn, die Einnahme von Konstantinopel, die Plünderung von Iconium, der Tod des Kaisers im Flusse. Es kann freilich nicht bewiesen werden, dass diese Schilderung geradezu Unmögliches enthält; aber aus ihr allein (und sie hat meines Wissens keine andere Bürgschaft) auf einen besonderen Kunstsinn Heinrichs VI. zu schliessen, wie Toeche dies thut, scheint doch gewagt. Peter von Eboli ist in allem Aeusserlichen ein so peinlicher (freilich auch kümmerlicher) Nachahmer**) seiner klas-

*) Denn für aeterei-veris ist doch gewiss zu lesen aeterni, ebenso wie Anticlaud. I. 57 de Visch dasselbe richtig für interni bei Leyser liest.

**) Es ist wirklich komisch zu sehen, wie Wachter in Ersch u. Gruber Sect. I. Bd. 30 p. 325—51 ungefähr den bedeutendsten Dichter der mittleren Latinität aus ihm macht.

sischen Muster, dass ich z. B. selbst die hin und wieder bei ihm vorkommenden Halbverse nicht anstehe, für eine Copie der bekannten virgilischen Versansätze, die er für eine besondere Schönheit gehalten haben muss, zu erklären. Auch diese Palastbeschreibung wird im Wesentlichen Nichts sein als ein Schulstück*); um so mehr, da sie ebenso wie jene obengenannten sofort verbunden wird mit der Einführung von Personificationen. Wie im Palaste der Victoria die Ambitio, Majestas, Reverentia, der Applausus und Andere ihrer Untergebenen, wie im Palaste der Natur die Tugenden erscheinen, so hier im Palaste des Kaisers die „Göttermutter Weisheit", umgeben von der Schaar der sieben freien Künste, um den Kaiser in ihre Geheimnisse einzuweihen.

Müssen wir uns also hüten, aus derartigen Schilderungen directe Schlüsse auf die geschichtliche Wirklichkeit zu ziehen, so darf doch andererseits natürlich nicht geleugnet werden, dass dem durch die Lectüre der Alten geweckten Sinn für Kunstwerke nun auch in vielen Fällen die Anschauung wirklicher Werke zu Hülfe kam. Von Hildebert von Tours besitzen wir ein solches, offenbar aus persönlicher Anschauung entstandenes Gedicht, freilich keine Beschreibung von Kunstwerken, sondern Gefühle über sie. Hildebert, der 1097 Bischof von Le Mans geworden war, hatte so viele Unannehmlichkeiten in diesem Amte zu ertragen, dass er sich schliesslich entschloss nach Rom zu gehen und vor Paschalis II. persönlich auf seine Würde zu resigniren. Der Anblick der noch so deutlichen Spuren, welche die Zerstörungswuth der Truppen Heinrichs IV. dort gelassen hatte, bestimmte ihn zu jenem merkwürdigen Gedicht auf die Trümmer Roms, welches seiner Gesinnung nach in der That ebenso gut einen Altrömer aus den Zeiten Alarichs zum Verfasser haben könnte**). „Dir, Roma, gleichet Nichts, obschon Du fast ganz Ruine bist; in Deinen Trümmern zeigst Du, was Deine Grösse war. Die lange Zeit hat Deinen Prunk zerstört und Deine Paläste, der Caesaren und der Götter Tempel liegen im Staube.... Wehe! die Stadt sank dahin, zu deren Ruhm ich nur sagen kann: es war Rom! Und dennoch hat nicht die Reihe der Jahre, nicht Flamme noch Schwert dieses unsterbliche Kleinod ganz vernichten können. Die menschliche Kunst hat Rom so fest gegründet, dass die Anstrengungen der Götter es nicht haben vertilgen können. Bringt neuen Marmor und die Gunst der Himmlischen, lasst die Hände der Künstler zu neuem

*) Ich sehe, dass auch der neueste Herausg., Winkelmann, p. 81 die Authenticität bezweifelt; freilich ohne einen Grund anzugeben.

**) Gedr. bei Wernsdorf Poet. lat. min. V. 1 p. 203.

Werk sich regen, dennoch werdet ihr nicht einmal die Trümmer wieder herstellen können, kein Gerüst, was genügte für die noch erhaltene Mauer. So viel steht noch, so viel stürzte, dass ihr weder an das Erhaltene heranreichen noch das Zerstörte wieder aufrichten könnt. Hier bewundern die Götter ihre eigenen Statuen und wünschen, selbst ihren Bildern gleich zu sein. Nicht die Natur konnte den Göttern ein solches Antlitz verleihen, wie es der Mensch ihren Bildern gab. In ihnen lebt die Gottheit und mehr um der Künstler Arbeit willen, als wegen ihrer eigenen Göttlichkeit verdienen sie Verehrung.“ Solche Gedanken kamen einem französischen Bischof, als er an den Ort kam, wo vor einem Jahrzehnt der Kampf zwischen Kaiser und Pabst am wildesten getobt hatte; so flüchtete er sich aus den Wirren seiner Zeit zu der Bewunderung antiker Formenschönheit*).

Und so können wir uns nicht darüber wundern, dass auch der antike Sinn für die Schönheit der menschlichen, speciell der weiblichen Gestalt selbst in dieser Schulpoesie nicht ganz erloschen ist. Der Abt Guibert von Nogent († 1124) erzählt uns in seiner Selbstbiographie (opp. p. 457 E²), seine Mutter sei ausnehmend schön gewesen und fügt hinzu: an sich sei körperliche Schönheit nichts Schlechtes, sondern ein hoher Vorzug, sie sei ein Spiegel der göttlichen Schönheit. (Si enim quidquid aeternaliter a Deo institutum est, pulchrum est, omne illud quod temporaliter speciosum est, aeternae illius speciei quasi speculum est.) Und wenn nun die geistlichen Herren sich auch scheuen mochten, dem wirklichen Leben entnommene weibliche Figuren in ihre Dichtungen einzuführen, so fanden sie ja an den ebenfalls vom Alterthum überlieferten Personificationen reichen Ersatz. In der Typik dieser Personificationen liesse sich vielleicht ein durchgreifender Unterschied nachweisen, nämlich der, dass die Laster und schlechten Eigenschaften in der dem jedesmaligen Zeitgeschmack entsprechenden Tracht und Erscheinungsweise, die Tugenden und förderlichen Eigenschaften dagegen in dem idealeren Habitus des Alterthums gedacht worden wären. Mir fehlt augenblicklich das Material zur Durchführung dieses

*) Recht ergötzlich ist das naive Staunen, mit dem der Kanzler Heinrichs VI., Konrad von Hildesheim, einem Schulfreund von den Wundern Italiens berichtet, wie er das, wovon er in der Schule nur wie von einem Räthsel gehört, jetzt mit eigenen Augen habe sehen dürfen, Virgils und Ovids Geburtsort, den Rubicon, den Pegasäischen Quell u. s. w., und wie prächtig es sei, dass dies Alles nun durch den siegreichen Kaiser deutsch geworden. Arnoldi Chronica Slav. V. 19.

Gedankens und ich bemerke daher nur, dass die einzige mir bekannte ausschliesslich mittelalterliche Darstellung von Personificationen die Luxuria mit ihrem Gefolge in den Miniaturen*) der Herrad von Landsperg († 1195) ist, wo neben diesem Hauptlaster noch alle ihre Dienerinnen: Amor, Lascivia, Ignominia, Perulantia, Titubatio, Blandiciae, Deliciae, Turpitudo, Mentis excaecatio, Locus (?), Pompa als gepanzerte Ritter zusammen auf einem Wagen erscheinen**). So Viel ist gewiss, dass für die Typik der wohlthätigen Kräfte im XII. und XIII. Jahrhundert wenigstens die antiken Formen das Bestimmende sind. Bei Henricus Mediolanensis p. 17 wird die Weisheit beschrieben, wie sie in dem Streite zwischen der Fortuna und dem Menschen das Richteramt führt. Sie steht hier auf erhabenem Platze, blondes Haar fällt ihr über die Schultern, hell leuchten die Augen, die Mienen zeigen ihre grosse und keusche Seele, keine Falte entstellt das Antlitz, prächtig ist ihr Gewand. Alan von Lille in seinem Planctus naturae giebt eine ausführliche Schilderung von der Erscheinung dieser Göttin, welche deutlich zeigt, dass man auch damals (in der Theorie wenigstens) die reine Schönheit in den Einklang und das Ebenmass aller Theile setzte***). Die Natur erscheint ihm als eine Jungfrau, deren Haar in eigenem Glanze strahlend dem Haupte Sternenschein zu verleihen schien; die breit ausladende Stirn wetteiferte an Farbe mit der Lilie, die Augenbrauen hielten die Mitte zwischen allzu Buschigem und zu grosser Spärlichkeit, die heitere Milde der Augen ähnelte in freundlichem Glanze einem Doppelgestirn, die Nase war weder zu gedrückt, noch unmässig hervorragend, der Mund strömte süssen Duft aus, die Lippen, mässig anschwellend, luden zum Kusse ein, die Zähne glichen Elfenbein, auf den Wangen lag ein rosiges Feuer, das Kinn war an Glätte dem Crystall gleich, der Hals war weder zu schlank noch zu kurz, die Brüste zeigten die anmuthige Fülle der Jugend, die Arme schienen zur Umarmung einzuladen, die maassvolle Wölbung der Hüften vollendete die Schönheit der Gestalt. Ihre Gewandung wird mir nicht recht klar, jedenfalls

---

*) ed. Engelhardt tab. VI.

**) Aus einer späteren Zeit dieselbe Erscheinung auf dem der Kölnischen Schule angehörigen Bilde, Pinakothek nr. 1284 (692), wo die den h. Antonius versuchenden Teufelinnen ganz in der Tracht des 15. Jahrhunderts. In dem XII. und XIII. Jahrhundert ist die Scheidung deshalb sehr schwierig, weil auch die Tracht des Lebens der antiken noch näher stand als später.

***) Opera ed. Carol. de Visch 1654 p. 281 ff. Den unglaublich geschmacklosen Stil des Autors nachzuahmen, ist unmöglich.

war sie dreifach: eine vestis, zunächst am Körper, buntfarbig und aus serischer Wolle, eine in der Mitte getheilte tunica und über beiden noch ein pallium, aus Musselin (sindon). Dazu eng anliegende Schuhe*). So kam die Göttin heran, auf einem von Pfauen ohne Joch gezogenen Wagen, ein Wagenlenker von überirdischer Schönheit stand bescheiden neben ihr. — In ähnlicher Weise werden die übrigen, in diesem Buche auftretenden Personificationen, die Keuschheit, Mässigkeit u. a. Tugenden beschrieben; selbst die männlichen Figuren: der Hymenäus und Genius, so abstrus sie sind, scheinen durch irgend einen obscuren Canal mit dem platonischen Eros (Sympos. p. 203 E. Stallb.) in Verbindung zu stehen. — Bei Nigellus Wireker p. 111 kommen die drei Parzen, als sie einst die Erde besuchen, an einen schattigen Abhang. Da fanden sie ein wunderschönes Mädchen von edler Abkunft, um deren Besitz die Götter, wenn sie sie gekannt hätten, gewiss grosse Schlachten gekämpft hätten, ja Jupiter selbst hätte sich lieber sieben Jahre lang aus dem Himmel verbannt, als dieses Mädchen entbehrt. Hätte sie beim Styx geschworen, wäre sie Jupiters Tochter gewesen, grössere Anmuth hätte ihr die Natur nicht geben können. Aber sie war traurig, zerschlug sich die Brust und rings flossen ihre Thränenbäche. Die Göttinnen gingen weiter und fanden im Walde eine zweite Jungfrau, ebenso anmuthig, auf ein Lager hingestreckt. Diese wollte den Parzen entgegengehen, konnte aber nicht aufstehen; denn ihre Füsse waren lahm. Mit beiden Jungfrauen hatten zwei der Parzen Mitleid und wollten ihnen helfen, die dritte aber erklärte ihnen, jene brauchten kein Erbarmen, sie hätten an ihrer Schönheit genug. — Das wird aus dieser wunderlichen Geschichte jedenfalls klar sein, dass der Dichter keine wirklichen Persönlichkeiten, sondern einen abstracten Zustand habe darstellen wollen. — Und ebenso ist auch die ausführliche Beschreibung eines Mädchens in Geoffrys Poetria v. 570 ff. dem Wesen nach durchaus nicht von jenen Personificationen verschieden; es ist kein vor der Phantasie des Dichters schwebendes Bild, sondern ein Recept, wie vorkommenden Falls eine poetische Figur auszustatten sei. Uebrigens sind entschieden mittelalterlich an dieser Beschreibung nur die Fingerringe und die Schmalheit der Taille, die z. B. auch Wolfram

*) Die sonderbare Verzierung dieser Kleidung: auf der Vestis die Vögel, auf dem Mantel die Fische, auf der Tunica die Landthiere, auf dem Hemde die Gewächse, auf den Schuhen die Blumen — wurde Vorbild für die französische Uebertragung des Anticlaudian aus dem 13. Jahrhundert, was Schlosser, Vincenz v. Beauvais II. 183 übersah.

von Eschenbach an der schönen Antikonie besonders hervorhebt*). Sonst stimmt sie, zuweilen selbst im Wortlaut, auffallend mit jener des Alanus überein, ein Zeichen wie sogar in solchen Einzelheiten das Schulmässige die Production beherrschte. Dasselbe beweist auch der höchst komische Schluss dieser Anweisung, indem der Dichter, als hätte er ein wirkliches Wesen beschrieben, ebenso wie Nigellus Wireker ausruft: Hätte damals Jupiter sie gesehen, er hätte weder mit Alkmene noch Kallisto noch mit Anderen gebuhlt, alle seine Schönen würde er in dieser Einen erblickt haben.

Wir haben bisher die antiken Elemente innerhalb der Schulpoesie gewissermassen isolirt betrachtet; es bleibt uns übrig zu untersuchen, in wie weit dieselben sich mit den christlichen und nationalen Vorstellungen mischten, ob und in wie weit sie dieselben vielleicht sogar umbildeten oder verdrängten.

---

*) Vgl. Falke, die deutsche Trachten- und Modenwelt I. 85. Eine recht drastische Schilderung der Frauentracht seiner Zeit von Alexander Neckam bei Wright, Biogr. Brit. lit. II. 453.